

Mitteilungen

der Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V.

Heft 6

5. Jahrgang / 2018



Gottfried Benn

GOTTFRIED-BENN-GESELLSCHAFT e.V.

Wolfgang Paul: Familiendynamische Aspekte in Gottfried Benns Leben und Werk

Mitteilungen der Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V.
Heft 6 (5. Jg.) 2018

Im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek: <http://d-nb.info/1081082208>

Impressum

Schriftleitung: Dr. Peter Lings

Copyright beim **Autor Wolfgang Paul**, Darmstadt,
und bei der Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V., vertreten durch den 1. Vorsitzenden

Postanschrift:
Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V.
c/o Buchhandlung zum Wetzstein
Salzstraße 31
79098 Freiburg i. Br.

E-Mail: info@gottfriedbenn.de
Internet: www.gottfriedbenn.de

Umschlag: Nachbildung des Benn-Portraits von Else Lasker-Schüler, 1913 (Peter Reinke, Osnabrück)

Familiendynamische Aspekte in Gottfried Benns Leben und Werk

I.

„Lyrik ist eine anachoretische Kunst“,¹ konstatierte einmal Gottfried Benn, der Verächter der Menge. Dennoch – und vielleicht gerade deswegen – sind viele seiner Leser, Verehrer, Anbeter und natürlich auch Leserinnen, Verehrerinnen und Anbeterinnen seit Jahrzehnten beflissen, dem vermeintlichen Eremiten in seine Einsamkeiten zu folgen und seine Geheimnisse zu entschlüsseln: Interpretationen, Deutungen, in der Regel nicht bewusste Selbstprojektionen. Bereits am Grab des Dichters registrierte Walter Lennig (1962), einer der ersten Biographen Benns, „die vielen gespannten Intellektuellengesichter“, die ihm verdeutlichten, dass „das sehr ergiebige, posthume Wertungs- und Deutungsgeschäft der Literatur [...] jetzt beginnen“ konnte.² Zu den Literaturwissenschaftlern gesellten sich bei der Erledigung dieses Geschäftes der Deutung in den letzten Jahrzehnten in zunehmendem Maße Vertreter anderer Wissenschaften (Psychopathologie, Psychoanalyse, Soziologie). Benn selbst bezog zu diesem Thema eine doppelte Position: während er einerseits eine ablehnende Haltung zu Versuchen, die Biographie zu Testinterpretationen heranzuziehen, einnahm („Herkunft – Lebenslauf – Unsinn. Aus irgendeinem Jüterbog oder Königsberg stammen die meisten, und in irgendeinem Schwarzwald endet man seit je.“³), hat er andererseits doch bekannt, dass es einen nach „Form und Inhalt beschreibbaren Umkreis gibt, innerhalb dessen der Zugehörige einer bestimmten Generation echt und repräsentativ wirkt.“⁴

In Wirklichkeit hat Benn sein Leben lang versucht, sich über sich selbst Klarheit zu verschaffen, vor allem jedoch in der Zeit, als er in der Ausbildung zum Psychiater stand und viele psychiatrische Lehrbücher zu Rate zog, um sich über das Phänomen der Depersonalisation klarzuwerden, an der er seiner Meinung nach litt, und zwar so sehr, dass er darüber den Berufsweg und die Ausbildung zum Psychiater aufgeben musste.

Der Begriff Depersonalisation beschreibt einen Zustand reduzierter Affektivität, Kommunikativität, sozialer Kompetenz, ein Rückzugsverhalten,

¹ anachoretisch = einsiedlerisch, zurückgezogen. – Probleme der Lyrik, GB, Wellershoff, I, S. 502. – Siehe auch Schläffer, Heinz: Geistersprache, München 2012, S. 165.

² Lennig, Walter: Gottfried Benn in Selbstzeugnissen und Briefen, Reinbek 1962, S. 153.

³ Doppelleben, GB, Wellershoff, IV, S. 164.

⁴ Doppelleben, GB, Wellershoff, IV, S. 166.

eine Reduktion von Vitalität insgesamt. Das Denken wird vage, der sprachliche Ausdruck unverständlich, es kommt zu Wortneubildungen (Neologismen). Die Stimmung ist flach.⁵ Dazu Benn: „Man denkt, man dichtet, gottweiß wie schön. Und schließlich war man bloß hebephren.“⁶ Oder: „Ich sah in die Nacht, die nichts mehr für mich barg, nichts mehr als den Dämmer meines Herzens, eines Herzens, das altert: vage Luft, Ergrauen der Affekte, [...]“.⁷

Benn verschließt sich jedem Versuch einer psychologischen oder sozialpsychologischen Analyse und deutet sein Leben und Erleben weitgehend aus dem Genetischen und Konstitutionellen. Hilfe fand er dabei in der um die Jahrhundertwende eindeutig naturwissenschaftlich ausgerichteten Medizinerbildung, die sehr stark das von der Konstitution her Vorgegebene betonte. Thilo Koch (1986), der einige Ansätze zu einer psychologischen Analyse unternimmt, spricht von der Entstehung eines weitreichenden Minderwertigkeitskomplexes und dem Beginn des „Doppellebens“ und führt dies auf die besondere Situation des Pfarrhauses, in dem Benn aufgewachsen ist, zurück. Ausführlich nimmt sich dieser Thematik der Außenseitersituation Benns Jürgen Schröder (1978) an. Er beschäftigt sich mit den Zusammenhängen zwischen dieser Situation und den Ambivalenzen, die im Pfarrhaus, in einer Art sozialem Niemandsland zwischen den Vertretern des Adels auf der einen Seite und Arbeitern und Tagelöhnern auf der anderen Seite, bestanden. Schröder meint, dass durch das Fehlen einer Mittelschicht und durch das unmittelbare Aufeinandertreffen der unterschiedlichen Besitzverhältnisse (hier Besitzer: Adel, da Besitzlose: Arbeiter und Tagelöhner) die Krassheiten und Schroffheiten in Benns Leben und Werk erklärt werden können. Mir scheinen die sehr differenzierten Auslassungen von Schröder über die Einflüsse der sozialen Umwelt auf Leben und Werk das Konkreteste und Plausibelste zu sein, was von Literaturwissenschaftlern zu diesem Thema bisher erarbeitet worden ist. Sie führen jedenfalls weit über das hinaus, was andere Autoren dazu sagen, von Wilhelm Wodtke (1961), Horst Fritz (1968), Christian Schärf (2006) bis Holger Hof (2011).

II.

Was bei Schröder jedoch, bei aller Subtilität der Untersuchungen über die soziale Situation und das soziale Umfeld der Familie Benn, fehlt, ist der Versuch, deren Familienstruktur und Familiengeschichte zu erforschen und

⁵ Nach G. Stumm/A. Prinz, Hrsg.: Wörterbuch der Psychotherapie, Wien 2000.

⁶ Gedicht Widmung, GB, Wellershoff, III – Das Reimwort verweist auf die hebephrene Schizophrenie.

⁷ Urgesicht, GB, Wellershoff, II, S. 109.

die Folgen, die diese für die Entwicklung von Leben und Werk des Dichters hatte, zu untersuchen. Ich will dies im Folgenden ansatzweise tun. Dabei bediene ich mich einiger Aspekte aus dem systemtheoretischen Konzept, das die Heidelberger Forschungsgruppe am Institut für Familientherapie unter Helm Stierlin entwickelt hat. Ich wähle Teile dieses Erklärungsmodells aus, weil es unter Vermeidung von Einseitigkeiten die Frage der Wirkweise von individuellen und Umweltbedingungen auf die Persönlichkeitsentwicklung auf dialektische Weise unter Einbeziehung beider Bedingungen beantwortet. Teile müssen es bleiben, weil der Mangel an ausführlichen Informationen über die Familie Benn eine nähere Betrachtung, auch aus der Mehrgenerationenperspektive, nicht zulässt. Ich beschränke mich deshalb auf die folgenden Aspekte: 1. Die bezogene Individuation, 2. Die Interaktion der Bindung und Ausstoßung, 3. Die Delegation.

Unter bezogener Individuation ist zu verstehen, dass zwei Prinzipien, die sich zunächst auszuschließen scheinen, nämlich Individuation als Ausbildung individueller Eigenschaften und fester psychologischer Abgrenzung anderen gegenüber Bezogenheit als Streben zur Gemeinsamkeit in Solidarität mit dem anderen im Laufe der Entwicklung des Menschen, sowohl phylogenetisch als auch ontogenetisch, sich miteinander versöhnen und gleichzeitig entwickeln müssen, soll es nicht zu einer Über- bzw. Unterindividualität kommen. Erstere führt zu Isolation, oft auswegloser Einsamkeit und Verlust des Austausches mit anderen, letztere zu Zwangsfusion oder gar Absorption durch andere, stärkere Organismen.

Bindung und Ausstoßung, und damit zum zweiten Aspekt, spielen bei der geglückten oder missglückten Trennung zwischen Eltern und Kindern eine wichtige Rolle. Herrscht die Bindung vor, verzögert sich die Trennung von den Eltern, und das Kind bleibt länger und stärker in der Familie gefangen. Ist dagegen die Ausstoßung dominierend, so erfolgt eine zu frühe Trennung von den Eltern; die Folge ist häufig eine frühreife Autonomie oder Verwahrlosung.

Delegation schließlich meint, dass Kinder von den Eltern, in Anlehnung an das lateinische Wort „delegare“, in die Welt hinaus gesandt werden, gleichzeitig jedoch dabei mit einem Auftrag betraut werden. Diese Aufträge können den verschiedensten Antrieben und Motivationsebenen entstammen, doch müssen die Kinder immer das Loyalitätsband beachten, das Eltern und Kinder miteinander verbindet.

Dieses hier kurz dargestellte Konzept hat den Vorzug, dass mit diesen Gesichtspunkten die rein naturwissenschaftlich-psychologischen Modelle mit dem Vorherrschen von Motivation, Kognition und Verhalten um etwas sehr Wesentliches bereichert werden, nämlich um die ethische Dimension. Nun kann man über so wichtige Begriffe wie Gerechtigkeit, Opferbereitschaft, Treue und Vertrauen sprechen, die, oft über Generationen

hinweg, in Familien bestimmend sind und deren Mitglieder zu Überträger, Opfer oder Vollstrecker machen. Diese Kräfte bestimmen das Leben und Erleben der Familie und, im gegenseitigen Wechselspiel, der einzelnen Familienmitglieder.

III.

Nach dieser kurzen Einführung in die Sichtweise, unter der ich im folgenden Leben und Werk von Gottfried Benn in den Blickpunkt nehmen möchte, will ich den weiteren Ausführungen auszugsweise zwei Gedichte voranstellen, die eine Aussage über die Herkunftsfamilie des Dichters geben. Das erste Gedicht trägt den Titel „Pastorensohn“, hier Auszüge:

Pastorensohn

[...]

Der Alte pumpt die Dörfer rum
und klappert die Kollektenmappe,
verehrtes Konsistorium,
Fruchtwasser, neunte Kaulquappe.

[...]

In Gottes Namen denn mein Sohn,
ein feste Burg und Stipendiate,
Herr Schneider Kunz vom Kirchenrate
gewährt dir eine Freiportion.

In Gottes Namen denn, habt acht,
bei Mutters Krebs die Dunstverbände
woher -? Befiehl du deine Hände -
zwölf Kinder heulen durch die Nacht.

Der Alte ist im Winter grün
wie Mistel und im Sommer Hecke,
'ne neue Rippe und sie brünn
schon wieder in die Betten Flecke.

Verfluchter alter Abraham,
zwölf schwere Plagen Isaake
haun dir mit einer Nudelhacke
den alten Zeugeschwengel lahm.

[...]

Der Titel des zweiten Gedichtes lautet: „Ein Trupp hergelaufener Söhne schrie“, hier die ersten Strophen:

Ein Trupp hergelaufener Söhne schrie:

Bewacht, gefesselt des Kindes Glieder schon
durch Liebe, die nur Furcht war;
waffenunkundig gemacht,
uns zu befreien,
sind wir Hasser geworden,
erlösungslos.

Als wir blutfeucht zur Welt kamen,
waren wir mehr als jetzt.
Jetzt haben Sorgen und Gebete
beschnitten uns und klein gemacht.

Wir leben klein.
Wir wollen klein.
Und unser Fühlen frisst wie zahmes Vieh
dem Willen aus der Hand.

Aber zu Zeiten klaftern Wünsche,
in unserem frühesten Blut erstarkt,
ihre Flügel adlerhaft,
als wollten sie einen Flug wagen
aus der Erde Schatten.
Doch die Mutter der Sorgen und Gebete,
die Erde, euch verbündet,
lässt sie nicht von ihrem faltigen Leib.

[...]

Dies ist in dichterischer Form eine Aussage über die Herkunftsfamilie und die kindliche Entwicklung. Wer sich auf den Inhalt beider Gedichte konzentrieren kann und nicht von Anfang an durch den aggressiven, zynischen Tonfall, der sie beherrscht, daran gehindert wird, kann auch ohne nähere Kenntnis des biographischen Hintergrundes des Verfassers unschwer einige Leitlinien erkennen. Es geht im ersten Gedicht um das Verhältnis eines Sohnes zu seinem Vater, der Pastor ist und, so etwa liest man heraus, finanziell nicht gerade auf Rosen gebettet, für seinen Sohn ein Stipendium erbettelt hat. Als nächstes geht es darum, dass die Ehefrau des Pastors an Krebs gestorben ist und der Vater, in für den Sohn wohl ungebührlich kurzer Zeit, eine Nachfolgerin gefunden hat, mit der er

sexuelle Freuden genießt. Gegen Schluss steigert sich der Hass des Sohnes auf den Vater so stark, dass sein Wunsch deutlich wird, den Vater, wenn nicht direkt zu töten, so ihm doch zumindest auf den Penis zu hauen und ihn damit für weitere sexuelle Genüsse unfähig zu machen.

Im zweiten Gedicht geht es eher um das Verhältnis des Sohnes zur Mutter, obwohl im Titel diesmal nicht mehr deutlich von Sohn, sondern verhüllter von Söhnen die Rede ist. Dabei wird die Art und Weise einer Mutterliebe thematisiert, die den Sohn kleingehalten und in seinen Entfaltungsmöglichkeiten zurückgehalten hat. Nun muss der erwachsene Sohn erleben, dass er nicht vorbereitet ist für die Auseinandersetzungen im Erwachsenenleben, mit denen er konfrontiert ist, und es bleiben ihm nur übermächtige Stärkephantasien, getränkt mit heftigen Schuldgefühlen. Solches oder ähnliches mag man bei einem ersten Lesen der Gedichte, berücksichtigt man sie nach ihrem Informationsgehalt, entnehmen.

Die Biographie dazu sieht folgendermaßen aus: Gottfried Benn wurde am 2. Mai 1886 als zweites Kind und erster Sohn des protestantischen Pfarrers Gustav Benn und dessen Frau Karoline, geb. Jequier geboren, im gleichen Pfarrhaus, in dem bereits des Dichters Großvater als Geistlicher gewirkt hat. Der Vater war bei der Geburt seines Sohnes 39 Jahre alt und hatte bis zu seiner Amtseinsetzung einige Jahre als Erzieher auf den Gütern des preußischen Landadels gewirkt. Auf einem dieser Güter lernte er seine spätere Frau, die Mutter Gottfried Benns, kennen, die dort als Gouvernante diente. Sie war ein Jahr jünger als ihr Mann, stammte aus einem kleinen Ort im Kanton Neuchâtel in der französischen Schweiz und hatte zeitlebens Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache. Als Gottfried ein halbes Jahr alt war, zog die Familie nach Sellin in der Neumark, heute Polen, wo eine größere, einträglichere Pfarrstelle auf den Vater wartete. Hier wurden dem Pfarrerspaar noch sechs weitere Kinder geboren. Insgesamt waren es sechs Söhne, von denen allerdings einer im Kindesalter starb, und zwei Töchter. Wenn man bedenkt, dass ein nicht unerheblicher Teil des pfarrerlichen Einkommens aus einer kleinen, dazugehörigen Landwirtschaft bezogen wurde (wobei Gustav Benn sich als Mann des Wortes in landwirtschaftlichen Angelegenheiten gar nicht zurecht fand) und ein anderer aus Naturalien bestand, die die Gemeindemitglieder traditionsgemäß dem Pfarrhaus schuldeten, die Eltern ihrerseits völlig unvermögend waren, so kann man ermessen, eine welch schwierige Aufgabe die Sorge für das Auskommen der Familie und für die Erziehung und Ausbildung der Kinder war. Gottfried, als der älteste Sohn, sollte nach dem Willen des Vaters ebenfalls Pastor werden. Zusammen mit einem Sohn der Patronatsherren der Pfarrei Sellin, des Grafen von Finkenstein, wurde er sicher auch durch Hauslehrer auf die höhere Schule vorbereitet und ging, noch nicht zehnjährig nach Frankfurt an der Oder auf das Gymnasium. Mit siebzehn

Jahren bestand er das Abitur und begann, den Vorstellungen des Vaters entsprechend, Philologie und Theologie zunächst in Marburg und dann in Berlin, doch absolvierte er diese Studien lustlos, ohne rechten Plan. Schließlich setzte er es gegen den Willen des Vaters durch, das Medizinstudium aufzunehmen, und zwar an der Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärische Bildungswesen in Berlin. Dies war nur mit Hilfe eines Stipendiums möglich, so dass der Vater finanziell kaum noch belastet war, beinhaltete jedoch die Verpflichtung, für jedes dort absolvierte Semester ein Jahr als Militärarzt zu dienen. Trotz dieser Vorteile lebte Benn als armer Student mit schmalem Geldbeutel, nach eigenen Angaben vor allem von „Brot und heimatlichem Pflaumenmus“. Nachdem er im Februar 1912 mit der Promotion das Medizinstudium erfolgreich abgeschlossen hatte und im März die Approbation zum Arzt erhielt, begann er seinen Dienst als aktiver Militärarzt. Er konnte jedoch nach einem halben Jahr bereits seinen Abschied nehmen, da sich bei ihm ein gesundheitlicher Schaden, eine Wanderniere, bemerkbar gemacht hatte, die garnisons- und feld-dienstuntauglich machte. Dieser Grund seines Abschieds wird mittlerweile allerdings stark bezweifelt, da in allen Zeugnissen des weiteren Lebenslaufs von Problemen mit den Nieren nichts bekanntgeworden ist. So arbeitete Gottfried Benn zunächst als Assistenzarzt an verschiedenen Berliner Kliniken, wobei er beabsichtigte, Psychiater zu werden, was er jedoch aufgeben musste, und im Frühjahr 1914 als Schiffsarzt auf einem Übersee-dampfer. Diese Zeit der Suche nach einem dauerhaften beruflichen Ziel mit relativ kurzfristigen Anstellungen wurde schließlich jäh Anfang August 1914 beendet, als der Arzt, kaum aus dem Militärdienst entlassen, im Zuge der allgemeinen Mobilmachung sich wieder dem deutschen Heer zur Verfügung stellen musste. Kurz vor dem Einrücken in die Kaserne hat er jedoch noch geheiratet; seine Frau war acht Jahre älter als er und von Beruf Schauspielerin. Sie brachte ihren Sohn Andreas mit in die Ehe, den Benn später adoptierte.

So viel an äußeren Daten zu diesem Abschnitt des Lebensweges des Dichters. Nun komme ich zu einigen Entwicklungsdaten seiner künstlerischen Produktion. Es ist nicht genau auszumachen, wann Gottfried Benn mit dem Schreiben von Lyrik und Prosa begann. Er selbst gibt an, dass es im Jahre 1904 geschah und schreibt dazu:

„Ich war achtzehn Jahre alt, als ich hier in Marburg zu studieren anfang, in Berlin-Lichterfelde gab es eine Zeitschrift mit dem Titel „Romanzeitschrift“, die hatte eine Rubrik, in der anonym eingesandte Gedichte rezensiert wurden, dorthin schickte ich damals Gedichte und wartete nun zitternd auf das Urteil. Es kam und lautete: G.B., freundlich in der Gesinnung, schwach im Ausdruck, senden sie gelegentlich wieder ein. Das ist lange her und nun sehen Sie, dass ich nach einigen Jahrzehnten Arbeit doch unter die

sogenannten Ausdrucksdichter gerechnet wurde, während im Gegenteil dazu meine Gesinnung vielfach als unfreundlich bezeichnet wird.“⁸

Mitte Februar 1910 wurden seine ersten Gedichte „Raureif“ und „Gefilde der Unseligen“ sowie ein Prosadialog „Gespräch“ veröffentlicht. Benn war damals 24 Jahre alt und Student in Berlin. Von Literaturwissenschaftlern werden diese Gedichte mit der sentimentalischen Stimmungspoesie des jungen Rilke aus der Prager Zeit verglichen, und in dem „Gespräch“ wird der Einfluss des dänischen Impressionisten J. P. Jacobsen spürbar. Im März 1912 erschien dann der Gedichtzyklus „Morgue“ und andere Gedichte. Dieser Zyklus erregte sogleich bei seinem Erscheinen großes Aufsehen. In der Tat handelt es sich hier um Gedichte, die man als stark im Ausdruck und sehr unfreundlich in der Gesinnung bezeichnen kann. Eines davon („Der Arzt“, II) soll auszugsweise als Beispiel dienen:

Die Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch -:
geht doch mit anderen Tieren um!
Mit siebzehn Jahren Filzläuse,
zwischen üblen Schnauzen hin und her,
Darmkrankheiten und Alimente,
Weiber und Infusorien,
mit vierzig fängt die Blase an zu laufen -:
[...]

Um zu verdeutlichen, in welcher Verfassung der Autor dieses Gedichtes war, will ich noch einige Prosastellen hinzufügen, die Auskunft geben über seinen damaligen Zustand:

„Jahre waren es, die lebte ich nur im Echo meiner Schreie, hungernd und auf den Klippen des Nichts. Nun gab es nichts mehr, das mich trug. Nun war über allen Tiefen nur mein Odem. Nun war das Du tot. Nun war alles tot: Erlösung, Opfer und Erlöschen.“⁹

„Ich war ursprünglich Psychiater gewesen, bis sich das merkwürdige Phänomen einstellte, das immer kritischer wurde und darauf hinauslief, dass ich mich nicht mehr für einen Einzelfall interessieren konnte. Es war mir körperlich nicht mehr möglich, meine Aufmerksamkeit, mein Interesse auf einen neueingelieferten Fall zu sammeln. Mein Mund trocknete aus, meine Lider entzündeten sich, und ich wäre zu Gewaltakten geschritten, wenn mich nicht vorher schon mein Chef zu sich gerufen, über vollkommen unzureichende Führung der Krankengeschichte zur Rede gestellt und entlassen hätte. Ich versuchte, mir darüber klarzuwerden, woran ich litt. Ich

⁸ Probleme der Lyrik, GB, Wellershoff I, S. 531.

⁹ Heinrich Mann. Ein Untergang, GB, Wellershoff II, S. 9.

begann das Ich zu erkennen als ein Gebilde, das mit einer Gewalt, gegen die die Schwerkraft der Hauch einer Schneeflocke war, zu einem Zustand strebte, in dem nichts mehr von dem, was die moderne Kultur als Geistesgabe bezeichnete, eine Rolle spielte, sondern in dem alles, was die Zivilisation unter Führung der Schulmedizin anrühlich gemacht hatte als Nervenschwäche, Ermüdbarkeit, Psychasthenie, die tiefe, schrankenlose, mythenalte Fremdheit zugab zwischen dem Menschen und der Welt.“¹⁰

Es ist aus diesen Stellen zu ersehen, dass Benn bei der Auseinandersetzung mit der Welt in eine Krise geraten war, in ein großes inneres und äußeres Entwurzelungserleben, das die Entgötterung, Entwertung und Entfremdung der vertrauten heimatlich-familiären Welt umfasst. Mit „Welt“ ist die neue Umwelt gemeint, das militärärztliche Milieu und die Mediziner Ausbildung mit ihrer streng naturwissenschaftlichen Sichtweise, der Betonung der objektiven Diagnose, der strikten Distanz zwischen dem „objektiv Vorhandenen“ und dem „bloß“ Erlebten – und überhaupt Berlin. „Wie hat mich diese Stadt erregt, ihre Abendstunde am Sonnabend zwischen 5 und 6, ihr monströser Genussapparat, ihre Sicherheit, ihr Mördergesicht, ihr kaltes Zerschmettern alles Provinziellen, kläglichen, kärglichen Nur-Wollens ... Stadt meines Schicksals!“, schreibt Benn noch im Jahre 1935 an Briefpartner Oelze. Es wird offenkundig, dass der Waffenunkundige sich dieser Welt ergeben musste, ganz im Sinne der psychologischen Erkenntnis von der Identifikation mit dem Aggressor. Es wird jedoch auch offenkundig, dass der Dichter schicksalhafte Erlebnisse und psychologische Phänomene, soziales Verhalten und soziale Verhältnisse, Gefühle und Gedanken nicht offen ausdrücken und darstellen kann, sondern dass er ausweicht ins Ontologisieren und Mythologisieren und existentiell Belastendes in kunstvoller Form ausdrückt, in „Kunst“ konvertiert, in das Wort. Am ehesten kann Benn sich noch dem langjährigen Briefpartner Oelze gegenüber öffnen, wenn er ihm z. B. im Januar 1933 schreibt:

„Der Gedanke und das Wort kam ja nicht in die Welt, um die Wissenschaft und den Sozialismus und die Krankenkassen zu rechtfertigen, sondern als die furchtbarste Waffe, die grausamste Schneide, der blutigste Morgenstern dem waffenlosen Menschen in der grausamsten aller Welten zu helfen“.

Noch zwanzig Jahre nach dem Beginn der Jugendkrise erlebt sich der Dichter weiterhin hilflos ausgeliefert, unfähig, die Realität adäquat zu bewältigen – es ist wohl erlaubt, nicht von einer nur Jugendkrise zu sprechen. Die Krise eskalierte in einem psychotischen Zustand (dem schizophrenen Formenkreis zugehörig), der seinen Höhepunkt in den Jahren 1914–1915 erreichte. Die Übereinstimmung von Ich und Welt war

¹⁰ Epilog und lyrisches Ich, GB, Wellershoff IV, S. 7.

verlorengegangen. Als Möglichkeiten, dennoch zu überleben, boten sich für Benn der Sprung in den Wahnsinn, der Rausch (Drogen, Alkohol, der schöpferische Rausch) an – Versuche, die verlorengegangene Übereinstimmung wiederherzustellen. Er wollte eben mehr an „die Mythe und tiefe Fremdheit zwischen den Menschen und der Welt“ glauben. Diese Mythologisierung einfacher sozialer und psychologischer Zusammenhänge bewirkte, dass eine heilende Lösung der starken Konflikte nicht zustandekommen konnte. Wie Benn trotzdem zu einer solch herausragenden schöpferischen Leistung kam, wird – die Kreativitätsforschung belegt es – wohl eine Geheimnis bleiben.

Ich möchte mich deshalb auch im weiteren nicht mit der Frage beschäftigen, wieso Benn ein solches künstlerisches Werk geschaffen hat, sondern damit, warum sein Werk gerade so entstanden ist und die spezielle Färbung erhalten hat, die es hat. Die schöpferische Begabung zeigt uns nicht nur ihren oft grandiosen Werkaspekt, sie ist immer auch Teil eines Menschen im Umgang mit sich und seiner Welt. Auch geht es hier nicht darum, die Unterscheidung zwischen dem Schreibtisch-Ich des Autors und dem Ich des Gedichts aufzuheben, wobei ich allerdings anmerken möchte, dass das lyrische Ich ohne das Ich des Autors nicht zu denken ist.

IV.

Wie ist es also zu dem dichterischen Oeuvre Benn'scher Prägung gekommen, zu diesem oft aggressiven Cocktail aus Zynismus, Melancholie und Resignation? Gibt es Hinweise aus der Familienstruktur der Herkunftsfamilie, aus der frühkindlichen Entwicklung des Dichters und aus dem Verhältnis des Kindes zu seinen Eltern und Geschwistern? Gibt es Hinweise auf das Leben der Familie Benn in ihrer Umgebung und ihrer Geschichte, die uns helfen, diese Fragen zu beantworten?

Dazu zunächst etwas über die Eltern. Die bäuerliche Familie Benn, möglicherweise wendischen Ursprungs, stammt aus Rambow bei Perleberg, wo sie in den Kirchenregistern bis 1704 nachzuweisen ist. Der Großvater des Dichters war Pfarrer und hatte in demselben Pfarrhaus gewirkt, in dem der Vater des Dichters 1857 zur Welt gekommen war. Der Vater, Gustav Benn, hatte bis zu seiner Amtseinsetzung einige Jahre als Erzieher in den Schlössern des umliegenden preußischen Landadels gewirkt. Was ist sonst noch bekannt von Gustav Benn? Nach den Aussagen seines Sohnes war er ein völlig unmusischer Mensch, der nie in seinem Leben ein Buch gelesen hat und nur einmal in Berlin im Theater gewesen war. Er soll ein Mann des Wortes gewesen sein, von dem eine Kraft ausging, die einem anderen Menschen ein starkes Gefühl der Sicherheit gegeben habe. Nach Kretschmers Konstitutionslehre bezeichnet der Sohn den Vater als körper-

lich leptosom, streng und hager. Er sei sehr nüchtern und karg gewesen und habe die „typisch preußischen“ Eigenschaften der Sparsamkeit und des Beharrens auf dem Althergebrachten aufgewiesen. Auf der anderen Seite fällt jedoch auf, dass dieser kirchen- und staatstreue Mann auf den Berliner „Vorwärts“ der Sozialdemokratischen Partei abonniert war, was in seinem Milieu, vor allem auf dem Lande, etwas Außergewöhnliches darstellte. Trotz dieses Umstandes, der sicherlich weitgehend bekannt war, muss Gustav Benn auf die Landadligen und Gutsherren des umliegenden Landes einen sehr großen Einfluss gehabt haben. Dies bezeugt nicht nur Gottfried Benn selbst, sondern auch in mündlicher Mitteilung ein Nachkomme des Patronatsherrn von Sellin, Karl Graf von Finkenstein (dem Verfasser gegenüber).

Die Mutter, Caroline Benn geborene Jequier, wurde 1858 in Fleurier, einem Ort im französischen Teil der Schweiz, geboren und starb am 9. April 1912. Von ihrer Familie ist bekannt, dass der Vater, wie seine Vorfahren auch, Uhrmacher war, dass er gerne getrunken habe, wenn man ihn auch nicht gerade als Alkoholiker bezeichnen konnte, und dass in der sehr großen Familie große materielle Not geherrscht haben muss. Caroline kam als Erzieherin (Bonne) im Alter von zwanzig Jahren, also 1878, in die Familie von Wilamowitz, bei der sie den Hauslehrer Gustav Benn kennenlernte. Die junge Frau hatte zeitlebens Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache und hat auch, soweit bekannt ist, nach ihrer Verheiratung die Heimat nie wieder besucht. Der Sohn schreibt so von seiner Mutter: „Meine Mutter war pyknisch, alpin, untersetzt. Meine Mutter war irdisch, allem Lebendigen nahe, die Gärten, die Felder säend und gießend: Ackerbautyp, Pfahlbürgertyp“. An anderer Stelle schreibt Benn über seine Mutter: „Meine Mutter sah dann nach ihrer Heirat ihre Heimat nicht wieder, wir wurden viele Geschwister und die Verhältnisse waren nicht so“.¹¹

Gottfried Benn berichtet nicht direkt über die näheren Umstände vom Tod seiner Mutter, doch müssen diese eine sehr wichtige Rolle in seinem Leben gespielt haben. Wie sowohl Walter Lennig (1962) als auch Wilhelm Wodtke (1961) übereinstimmend berichten, kam es dabei zu einem schroffen Hassausbruch des Sohnes gegen den Vater. Caroline Benn litt schon einige Jahre vorher, denn es ist von einer Kur in Bad Kösen die Rede, an Brustkrebs, und auch zwei Operationen, mit viel Schmerzen verbunden, konnten nicht verhindern, dass sie sterben musste. Sie blickte sicherlich voller Erwartungen auf ihren Sohn, den gerade approbierten Arzt. Der musste erkennen, dass eine Heilung unmöglich war und ihre Schmerzen höchstens durch Morphiumgaben zu lindern waren. Der Vater untersagte jedoch aus religiösen Gründen jegliche Linderungsmittel, so dass der Sohn

¹¹ Benn, Gottfried: Den Traum alleine tragen. Hrsg. von Paul Raabe und Max Niedermayer, München 1969, S. 153.

der Mutter noch nicht einmal das Sterben erleichtern konnte. Sie starb unter Qualen. An diesem Ereignis wird viel über die Macht- und Einflussverhältnisse in der Familie Benn deutlich. Der Vater war bestimmend, und das nicht nur auf Grund einer von ihm vorsätzlich herbeigeführten Autorität, sondern auf Grund der herkunfts-, situations- und wesensmäßigen Verschiedenheit der Eltern, einer Verschiedenheit, in der Benn noch eine Vereinigung von Gegensätzen, des Germanischen und Romanischen, und eine Ergänzung sah, die jedoch im alltäglichen Leben der Eheleute Benn eher ihre tiefen Gegensätze zeigte. Caroline Benn lebte fern von ihrer Familie und ihrer Heimat. Sie war der deutschen Sprache nicht ganz mächtig und ihrem Mann intellektuell unterlegen, ganz abgesehen davon, dass in der Zeit um die Jahrhundertwende der Mann in den meisten deutschen Familien, und noch dazu in einer Pastorenfamilie, die ehelichen Beziehungen und das Familienleben bestimmte. Dieser Mann, Gustav Benn, wird als religiöser Eiferer und Fanatiker geschildert, als Rhetoriker, der nur dem Wort vertraute (er glaubte u. a. auch an sympathetische Krankenheilung durch geistlichen Zuspruch, durch Handauflegen und Gebete) und der durch die Kraft seiner Worte auch Anerkennung in den Kreisen des ländlichen Adels fand. Es wird deutlich, dass diese Beziehung keine geglückte Vereinigung von Gegensätzen darstellte, sondern dass zwischen den Ehepartnern eine große menschliche Distanz herrschte. Ganz offenkundig konnte der Vater sich auch seiner Frau und den Kindern gegenüber nicht in seinen Gefühlen und seinem Befinden mitteilen und auch seinerseits nicht am realen Leben der Familie teilhaben. Es ist gut vorstellbar, dass die Beziehung der Eltern sich generell so darstellte, wie sie im Tod der Mutter sichtbar wird: ein stark dominierender, überlegener Ehemann, und eine unterwürfige, passive Ehefrau.

Wenn von einem dominierenden Ehemann und einer unterwürfigen Ehefrau gesprochen wird, scheinen die Machtverhältnisse in einer Familie auf den ersten Blick klar zu sein. Es ist jedoch in vielen Familien zu beobachten, dass gerade die rhetorische und intellektuelle Dominanz bei gleichzeitiger Unfähigkeit, zu der Ehefrau und den Kindern einen emotionalen Kontakt herzustellen, der Mutter familienintern einen viel größeren Einfluss einräumt, als dies auf den ersten Blick zu erkennen ist. Auch in der Familie Benn hat meines Erachtens die Mutter weitgehend das familieninterne Klima bestimmt, also auch die Erziehung der Kinder mit bestimmten Werthaltungen, die sie auf die Kinder übertrug, bis zu ganz bestimmten Techniken der Lebensbewältigung, die sie den Kindern weitergab. Der Vater trat wohl ab und zu dazwischen und war sicherlich bei den anderen Familienmitgliedern deswegen gefürchtet, doch verbot ihm die emotionale Distanz zum Rest der Familie, sich mit den Problemen des Alltags seiner Frau und der Kinder zu beschäftigen. Dies gab der Mutter das Übergewicht, und dieser Tatbestand hätte ihr sicherlich einen Ausgleich

und ein Gefühl der Zufriedenheit und der Sicherheit ihrem zunächst übermächtigen Ehemann gegenüber geben können. Wie weit dies tatsächlich zutrifft, ist nicht mehr zu eruieren. Viel wahrscheinlicher scheint mir jedoch zu sein, dass bei der Mutter ein starkes Gefühl der Überforderung und Hilflosigkeit eintrat, denn sie war ja auf sich gestellt, ohne Rückhalt bei der eigenen Familie oder bei der Familie ihres Mannes, in einem für sie unbekanntem fremden System.

Aus der Quellenlage können wir kein einigermaßen realistisches Bild von der Mutter und der Mutter-Kind-Beziehung erhalten. Neben den Gedichten und Prosastellen, die zu Lebzeiten der Mutter entstanden sind, („Liebe, die nur Furcht war“; „Sorgen und Gebete uns klein gemacht“) und ein authentischeres Zeugnis ablegen als die Jahrzehnte später entstandenen Zeugnisse über die Mutter (sehr pietätvoll formuliert) gibt es jedoch einige Tatsachen, die indirekt ebenfalls eine Aussage über das Verhältnis von Mutter und Sohn machen. So hat Benn, und er berichtet dies selbst in einigen Briefen, zeit seines Lebens an Ekzemen gelitten. Es gibt aus der Interaktionsbeobachtung von Mutter und Kind Aussagen, dass Ekzeme bei Menschen auftreten, denen es im Babyalter nicht gelang, ihre Mütter dazu zu bewegen, sie durch Streicheln und Umarmen ausreichend emotional zu befriedigen und zu befrieden. Dies möchte ich hier nur als ein Beispiel anführen und betonen, dass aus vielen anderen Verhaltensweisen des Dichters, von denen er in Selbstzeugnissen berichtet, so z. B. seine Unterlegenheitsgefühle anderen Menschen gegenüber („groß wuchtet die Herren“, „die kleine Laus aus Mansfeld“ u. a.), seine mangelnde Selbstbehauptung, seine Ansicht von Wert und Umgang mit Geld, um nur einige zu nennen, noch weitere Schlüsse über die Erziehung und die Beziehung der einzelnen Familienmitglieder gezogen werden können, die sich mit den spärlichen Informationen, die über diese Zeit vorhanden sind, decken. Deutlich ist für mich jedenfalls geworden, dass Gottfried Benn Erlebens- und Verhaltensweisen zur Lebensbewältigung mitgegeben wurden, die eher auf Selbstverleugnung, ein Sich-Fügen und auf ein erduldenes Erleiden des Unvermeidbaren ausgerichtet waren als auf aktive Lebensgestaltung.

Dies nun führt direkt zu der Frage, ob Benn ein Delegierter seiner Mutter war, und wenn ja, wie sich die Delegation auswirkte. Ich will die erste Frage nach dem oben Ausgeführten bejahen und zur Erläuterung der zweiten zwei Aspekte nennen. Die Delegation bestand m. E. darin, die Mutter für die Unterwürfigkeitshaltung dem mächtigen Vater gegenüber zu rächen, und zum anderen an Stelle der Mutter, und damit stellvertretend für sie, alles zu erleben, was ihr im Leben versagt war. Zu Lebzeiten der Mutter hat der Sohn den direkten Konflikt mit dem Vater in der Frage der Berufswahl gesucht und ihn, mit Unterstützung der Mutter im Hintergrund, auch ausgestanden. Diese offene Auflehnung gegen Vater und Ehemann

konnte sicherlich nur gelingen, weil ein anderer Aspekt hinzukam. Ich nehme an, dass die Mutter für ihren Sohn den Beruf des Arztes gewählt hatte, weil sie sich dadurch Hilfe für ihre schon länger währende Krankheit erhoffte. Für diese Version, dass Benn sich nicht selbst für den Arztberuf entschieden hatte, sondern dass der Wunsch der Mutter dafür entscheidend war, spricht, dass er zeitlebens den Arztberuf als große Bürde erlebt hat und sich darin überfordert fühlte. Auf alle Fälle konnte der Sohn mit Unterstützung der Mutter und gleichzeitig für die Mutter etwas gegen den Vater durchsetzen, was ihm später nach dem Tode der Mutter in der Durchführung nicht mehr gelang. Wie die Mutter sich Zeit ihres Lebens in ohnmächtiger Wut innerlich gegen den dominierenden Ehemann auflehnte, nach außen hin sich jedoch fügsam unterordnete, so stand auch der Sohn allen Institutionen (Staat, Kirche), auch der Gesellschaft und ihren Normen und Wertvorstellungen feindselig, ja hasserfüllt gegenüber, doch lebte er nach außen hin völlig unauffällig das Leben eines Berliner Kleinbürgers. Benn, der dies wohl sah, rechtfertigte es mit der Hochstilisierung zur Künstlermoral: Der Künstler müsse ein Doppelleben führen. Jürgen Schröder (1978) spricht in diesem Zusammenhang von Benn als dem konservativen Revolutionär. Es wird jedoch deutlich, dass neben der Delegation durch die Mutter auch noch andere psychologische Kräfte im Mutter-Kind-Verhältnis wirksam waren. Der Junge wurde von der Mutter dazu benutzt, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen und wurde dazu gleichzeitig ausgestoßen in eine fremde bedrohliche Welt, in der zu bestehen er nicht vorbereitet war. Ich lasse dazu wieder den Dichter in seiner indirekten, verschlüsselten Weise zu Wort kommen, der im Gedicht „Der junge Hebbel“ (auch ein „nicht Gerüsteter“), das im Jahre 1913 entstanden ist, folgendes schreibt: „Unerbittlich ist der Kampf und die Welt starrt von Schwertspitzen. Jede hungert nach meinem Herzen ...“

Es wird deutlich, dass der Sohn als Werkzeug der Mutter im geheimen Kampf der Eltern miteinander, aber auch als Helfer und Heiler der Mutter überfordert war. Von großer Bedeutung für Leben und Werk von Gottfried Benn scheint mir vor allem der Tod der Mutter und die damit verbundenen Umstände und Folgen zu sein. Wie bereits geschildert, hat die Mutter den Sohn im Kampf gegen den Vater zum Medizinstudium gebracht und hat damit in ihren Sohn viel Hoffnung als ihren Retter, physisch und psychisch, gesetzt. Der Sohn war damit offensichtlich überfordert, er konnte seine Mutter nicht vor dem Tode retten, ja, er musste mit ansehen, wie sie qualvoll starb. Dies geschah zu einem Zeitpunkt, als er gerade die Ausbildung zum Arzt beendet hatte. Der Retter konnte nicht helfend eingreifen, er konnte die Hoffnungen und Wünsche der Mutter nicht erfüllen. Es war durch den Tod der Mutter jedoch auch die letzte Möglichkeit vorüber, mit der Mutter zusammen die Bande der Delegation ein Stück aufzulösen und sich davon zu befreien. Die psychische Situation,

in der Gottfried Benn sich zum Zeitpunkt des Todes der Mutter befand, und die auch bedingt durch den Tod der Mutter nicht mehr zu lösen war, muss folgende gewesen sein: Der Auftrag der Mutter, Rächer und Retter zu sein, hatte ihn überfordert, er hatte versagt.

Es kann davon ausgegangen werden, dass Benn in der Zeit der Krankheit seiner Mutter in naher Verbindung zu ihr stand und dass ihre Krankheit und schließlich ihr Tod seine Handlungen und Gedanken beeinflussten, er sich ihretwegen große Sorgen machte und schwere Konflikte durchlitt. Diese Konflikte ergaben sich aus seiner Situation als gebundener Delegierter: war er einerseits in Angst und Sorge, die Mutter zu verlieren, so war er andererseits voller Hass auf diesen Menschen, der ihn an der autonomen Entfaltung seiner Persönlichkeit gehindert hatte. Das Bewusstsein dieser konfliktuösen Situation, der Überforderung und des Versagens, verbunden mit Schuldgefühlen führte bei ihm zu Gefühlen der Ohnmacht und der Hilflosigkeit – und zu Hass. Hassausbrüche auf den Vater, und die Mutter, die ihm so Unmögliches abverlangte, Hass auf sich selbst. Benn ist bemüht, vor allem den Hass auf die Mutter nicht offen zu zeigen, sondern er zeichnet eher ein Idealbild von ihr. Dies ist jedoch ein Ausweichen, denn eine konstruktive Auseinandersetzung, geschweige denn Versöhnung gelingt ihm nicht und so flüchtet er immer stärker in die Welt der Mythe, z. B. die Welt der griechischen Klassik oder in ferne Länder. In Zeugnissen aus späteren Jahren (z. B. in dem Aufsatz „Die liebe Fremde“ aus dem Jahre 1933) kommt es zu Heroisierung in eine sehr starke Verklärung des Mutterbildes. Albrecht Schöne (1958) spricht in diesem Zusammenhang von einem „wehmütigen nicht vergessenen Können“, dem Schmerzhaften eines nicht bewältigten Konfliktes. Es finden sich jedoch daneben in seinen Veröffentlichungen, vor allem in seinem Alterswerk aus den Jahren 1946–1956, immer wieder Stellen, vor allem der aus „Faust“ gezogene Terminus von den „Müttern, diesem beliebten deutschen Aufenthaltsort“, die mit ihrem ironisch bösen Unterton ganz deutlich von der Ambivalenz im Verhältnis zur Mutter künden.

Die Beschäftigung mit der Mutter, die Erinnerung an sie und die damit verbundenen ambivalenten Gefühle, das wird deutlich, sind ein wesentlicher Antrieb für die dichterische Produktion und gibt ihr die besondere Benn'sche Richtung und Färbung. Die „Erinnerung“ steht bei Benn für Bilder der Wehmut und der Sehnsucht, der Sehnsucht nach dem Fernen und Fremden:

Ach, das ferne Land,
wo das Herzzerreißende
auf runden Kiesel
oder Schilffläche libellenflüchtig
anmurmelt,
[...]

beginnt er ein Gedicht aus dem Jahre 1945, das mir bezeichnend für diese „Erinnerung“ zu sein scheint. Das „Erinnern“, die stete Konfrontation mit dem Muttererlebnis (und, um in der Stierlinschen Terminologie zu bleiben, mit den Interaktionen der Bindung und Ausstoßung), ist sehr bedeutsam für das dichterische Werk Gottfried Benns, und sie ist, aus den Gründen, die ich schon nannte, keine fruchtbare und wachstumsfördernde Auseinandersetzung und deshalb keine Versöhnung der Gegensatzpaare Bindung/Ausstoßung, sondern „Erinnerung“. Daher rührt die besondere Aussagekraft der Benn'schen Lyrik, dieser Mischung aus Zynismus, Wehmut, Melancholie, Resignation, Pathos, Hass, Ekel, Aggressivität und Trauer.

V.

Dieser Benn'sche Cocktail hat trotzdem sehr viele Menschen fasziniert, begeistert, zu Jüngerinnen und Jüngern gemacht. Dies ist erstaunlich, verbinden wir doch mit dem Begriff Kreativität moralische Werte und positive menschliche Züge, wie z. B. Mitgefühl, Güte, Humor, Vergebungsbereitschaft. Künstler lösen in der Regel positive Assoziationen bei uns aus: Wir denken daran, dass sie unsere Welt bereichern, Erfahrungen einer neuen Sensibilität möglich machen; wir fühlen uns verstanden und in unseren Gefühlen und Gedanken bestätigt. Daher neigen wir dazu, den Künstler zu verklären. Angesichts dieser Verklärungstendenz erscheint es vielleicht befremdlich, dass ich mich hier mit den destruktiven Zügen befasse, die Künstler – und in diesem Fall Gottfried Benn – aufweisen. Mir geht es darum, unbeschadet der kreativen Leistung, den hohen Preis aufzuzeigen, der dem Künstler abverlangt wurde. Dieser Preis war enorm hoch – und führte auch dazu, dass Gottfried Benn beim Versuch, seine Konflikte zu bewältigen, andere Menschen, insbesondere Frauen, häufig ausbeutete; beredtes Zeugnis dafür ist der Brief, den Elinor Büller im März 1937 an Benn schrieb¹² – leider fand sie nicht den Mut, ihn abzuschicken.

Sicherlich ist die oben erwähnte destruktive Mischung, der Benn'sche Cocktail, nicht allein auf die familienstrukturellen Bedingungen und vor allem auf die Umstände um und mit dem Tod der Mutter zurückzuführen. Es gab noch weitere Ereignisse in Benns Leben, die eine Rolle spielten: ich erwähnte schon die Erfahrung der großen sozialen Unsicherheit des vom-Lande-Gekommenen aus dem (armen) Pastorenhaushalt in die völlig andere soziale und emotionale Atmosphäre der Metropole Berlin, die in der Pipiniere herrschenden Wertvorstellungen und der freizügige studentische Lebensstil. Es gab auch die intensive Nietzsche-Lektüre und die Aneignung der Ansichten dieses Autors, auf die Benn ein Leben lang immer wieder

¹² Benn, Gottfried: Briefe an Elinor Büller. Hrsg. von Marguerite Valerie Schlüter, Stuttgart 1992, S. 235.

rekurrierte. Erwähnen möchte ich als Beispiel Nietzsches Abwertung des empathischen Mitleidens als der „verlogene Emotion einer Sklavenmoral“. Bei Benn liest sich das – als gelehriger Schüler des Meisters – so: „daß ich menschliches Leid nicht mag, da es nicht Leid der Kunst ist, sondern nur Leid des Herzens. Sehe ich menschlichen Gram, denke ich: nebbich, sehe ich Kunst [...] denke ich: wunderschön.“¹³ Und so trafen auch die Grundaussagen des Futurismus, was kunsttheoretische Überlegungen betraf, bei ihm und seiner psychischen Situation auf fruchtbaren Boden. „Kunst kann nur Heftigkeit, Grausamkeit und Ungerechtigkeit sein“, hieß es im Futuristischen Manifest 1909. Es besang den Krieg und die „Verachtung des Weibes“. Dazu Benn im Brief an Erich Reiss 1949: „Frauen müssten Kaninchen sein, [...] sie könnten in der Bettstelle schlafen, unten an den Füßen [...] – und alles wäre in Ordnung“¹⁴ – das von Benn, der wahrscheinlich ein Übermaß an Mitleid und Emotion besaß, das es zu überdecken galt, um nicht von ihm übermannt zu werden.

Die Erlebnisse um den Tod der Mutter waren wahrscheinlich die folgenschwersten der persönlichen Erfahrungen und psychologischen Bewältigungsversuche, und sie spielen für den weiteren Lebensweg, aber auch für die dichterische Produktion, eine große Rolle. Ich bin der Überzeugung, dass der Tod der Mutter mit den daraus resultierenden Individuations-Delegations-Konflikten das folgenschwerste Ereignis war, und dass es eine bisher nicht beachtete Bedeutung für das künstlerische Schaffen hatte. Vor dem April 1912 war Benn, nach eigenem Zeugnis, schwach im Ausdruck, freundlich in der Gesinnung, nun, mit den Morgue-Gedichten, die zum Zeitpunkt des Sterbens der Mutter entstanden sind, kehrt sich dieses Verhältnis um: der Ausdruck, und zwar der harte, expressive Ausdruck, tritt in den Vordergrund und bestimmt das dichterische Werk; von freundlicher Gesinnung kann nicht mehr die Rede sein.

Es wäre hier natürlich noch ausführlicher anderen Fragen nachzugehen, z. B. ob und inwieweit Gottfried Benn auch Delegierter seines Vaters war, ob andere, systembedingte, vielleicht sogar generationsübergreifende Kräfte für Leben und Werk des Dichters eine Rolle, und wenn ja, welche, spielten. Ausführliche Erörterungen dazu sprengen jedoch den Rahmen dieser Darstellung. Aus meinen Ausführungen wird meines Erachtens jedoch schon deutlich, dass Gottfried Benn aus seiner Herkunftsfamilie bestimmte Erfahrungen und Aufträge mitbekommen hat, die ihn zum Dichter der Trauer („Das Gedicht kann nicht optimistisch sein.“) und des Leidens („Der Mensch ist das Wesen, das leidet.“), aber auch der Depotenzierung und

¹³ Brief an Gertrud Zenzes, 1921, zit. nach Lennig, W., 1962, S. 72.

¹⁴ Benn, Gottfried: Das gezeichnete Ich. Briefe aus den Jahren 1900–1956, München 1962, S. 91.

seiner Verpflichtung auf Selbstverleugnung und Selbsthass in bester lutherisch-pfarrhäuslicher Tradition machen (dies auch noch zum Vermächtnis des Vaters an den Sohn, das wahrscheinlich auch generationsübergreifend wirksam war). So konnte es für Benn auch keine positive Anthropologie, kein Wachstum und keine Entwicklung geben („Statische Gedichte“: „Entwicklungsfremdheit ist die Tiefe des Weisen“), sondern er musste wie ein alttestamentarischer Prophet ein „Wehe“ über die Menschheit rufen – um dabei jedoch heimlich dem Zwang nach Koitus und Alkohol zu unterliegen (wie der Vater?).

Gottfried Benn hat dies selbst mehr oder weniger deutlich gesehen. Er kannte, als Arzt und überhaupt als belesener Mensch, sehr wohl Möglichkeiten einer hilfreichen Auseinandersetzung mit den Problemen, die sein Leben bestimmten, lehnte diese jedoch ab. Ich meine, dass die Wirkkräfte, die von seiner Herkunftsfamilie auf ihn ausstrahlten, ihn so stark gefangen hielten, dass alle Versuche, sich daraus zu befreien, zu „häuten“, wie er sich ausdrückte, nicht gelingen durften und zur Resignation führen mussten. Die Passagen aus seiner Lyrik und Prosa, die ich bisher angeführt habe, geben ein beredtes Zeugnis davon, nicht zuletzt das Gedicht „Melancholie“ mit der Verszeile „Verfehlte Kräfte, tragisch angebahnt“.

VI.

Gottfried Benn hatte in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutschland und, durch die Übersetzung seiner Werke auch in nicht-deutschsprachigen Ländern, eine große Wirkung auf viele Menschen, und die Neuauflagen seiner Prosa und Lyrik zeigen, dass diese Faszination auch heute noch anhält. Dabei beeindruckt vor allem der Eindruck, dass Benn etwas ausdrückt, was man selber fühlt, und dass, obwohl er vorgibt, nur dem Geist zu dienen, er sich, vor allem im Alterswerk, gerade mit sehr zwischenmenschlichen Themen auseinandersetzt. Immer wiederkehrend geht es dabei um quälende Fragen nach dem Sinn des Lebens, nach dem Verhältnis zwischen Mann und Frau, um seine Sexsucht und die damit zusammenhängenden Schuldgefühle, auch um die kleinen Plagen des Alltags, die Mühsal bereiten, wie Aufstehen, Rasieren, Telefonieren. Bedauerlich ist, dass ihm bei diesem Versuch der Auseinandersetzung eine Versöhnung, auch ansatzweise, nicht gelungen ist. So kann das, was er mitteilt und was er auch mitzuteilen hat, für den Leser nur rudimentär Hilfe bei der Bewältigung des eigenen Lebens bieten, ja, es gerät eher zu einer süß-melancholischen Verführung zum Unglücklichsein.

In der Sprache der systemischen Theorie und Therapie heißt das, dass Benn ganz von der Idee der einen, unteilbaren Wirklichkeit und Wahrheit besetzt ist („Ein armer Hirnhund, schwer mit Gott behangen“)

und dass er, ein weiterer erkenntnistheoretischer Irrtum, ganz nach dem Alles-oder-Nichts-Prinzip denkt, lebt und handelt. Lebende Systeme, menschliche Individuen oder Familien müssen jedoch stets gegensätzliche Strebungen ausgleichen und miteinander versöhnen. Es muss Raum für ein Sowohl-als-Auch sein und nicht nur ein Ja-oder-Nein. Ein weiterer wesentlicher Aspekt ist der von der persönlichen Identität. Er beinhaltet die Annahme, man selbst müsste stets, immer und überall, unter allen denkbaren Bedingungen, ohne Rücksicht auf historische oder beziehungs-mäßige Veränderungen derselbe bleiben. Wer so denkt und fühlt, muss es vermeiden, neue Erfahrungen zu machen; sie könnten ihn zu sehr beunruhigen. Und er wird dann logischerweise alles dazu tun, seine Mitmenschen (Leserinnen/Leser) ebenfalls am Lernen, Probieren und Ausprobieren neuer Rollen zu hindern („Entwicklungsfremdheit ist die Tiefe der Weisen“).

Was die Lyrik betrifft, so muss sie z. B. nicht, wie Benn apodiktisch behauptet, traurig sein. Sie kann sehr wohl eine andere Färbung, und auch eine andere Aufgabe haben. Bereits Hesiod gestand dem von Apollo und den Musen inspirierten Sänger das Vermögen zu, den Bekümmerten aufzuheitern, und Martin Opitz erklärte „vermahnung zue der fröligkeit“ zum Zwecke der „Lyrica“; sie erforderten daher „ein freies lustiges gemüte“ vom Dichter und regten dieses auch bei seinen Zuhörern (Lesern).¹⁵

Gottfried Benn, ein Zauberer der Sprache (Thea Sternheim), besingt dagegen ein verfehltes Leben („Verfehlte Kräfte, tragisch angebahnt“). So bleibt er, der ein Anleiter und Helfer, ein Wegweiser und Begleiter nicht nur zu menschlichem Leiden, sondern vor allem zu menschlicher Entwicklung und menschlichem Wachstum hätte sein können, ein Mythenerzähler voller Visionen von Fremdem und Bizarrem, ein Kündler von unerreichbarer Schönheit und unerreichbarem Glück in den Farben dieser Welt. Denn die Helden des antiken Mythos konnten selber nicht aktiv werden, um ihr Leben zu gestalten, Freude und Mitfreude zu erleben – sie waren unmündige Opfer, die auszuführen hatten, was die Mächte des Schicksals für sie bestimmt hatten. Eine persönliche Verantwortung oder Schuld konnte ihnen für ihre Verhaltensweisen nicht zugeschrieben werden.

Gottfried Benn glaubte unbedingt der Mythe und ihren Bildern. Er hat mit dieser Sicht des Lebens viele seiner Leserinnen und Leser beeinflusst, und ihr Deutungssystem in hohem Masse in Richtung des Erduldens und Ertragens und einer passiven Lebenshaltung bestärkt. Denn dieser Glaube an den Mythos war ja nicht nur ästhetisch angelegt, sondern griff weiter, ergriff das ganze Leben und bei Benn die Verachtung des Lebens. Meine Intention war es, aufzuzeigen, dass familiendynamisches Geschehen und generationsübergreifende Faktoren dabei eine bedeutsame Rolle spielten.

¹⁵ Zit. nach Schlaffer, Heinz: Geistersprache, München 2012, S. 133.

Literatur

Benn-Texte und Briefe:

Benn, Gottfried: Das gezeichnete Ich. Briefe aus den Jahren 1900–1956, München 1962.

Benn, Gottfried: Gesammelte Werke. Band I bis IV. Hrsg. von Dieter Wellershoff, Wiesbaden 1966

Benn, Gottfried: Den Traum alleine tragen. Hrsg. von Paul Raabe und Max Niedermayer, München 1969

Benn, Gottfried: Briefe an F.W. Oelze. Hrsg. von Harald Steinhagen und Jürgen Schröder, Wiesbaden und München 1977–1980

Benn, Gottfried: Sämtliche Werke. Band 1 bis VII, Stuttgarter Ausgabe in Verbindung mit Ilse Benn herausgegeben von Gerhard Schuster, Stuttgart 1986 ff.

Benn, Gottfried: Briefe an Elinor Büller. Hrsg. von Marguerite Valerie Schlüter, Stuttgart 1992

Benn, Gottfried und Sternheim, Thea: Briefwechsel und Aufzeichnungen. Hrsg. Thomas Ehrau, Göttingen 2004

Sekundärliteratur

Boszormenyi-Nagy, I.: Loyalität und Übertragung. In: Familiendynamik 2/1976

Botton, Alain de: Wie Proust Ihr Leben verändern kann, Frankfurt 1998

Cremerius, J. (Hrsg.): Neurose und Genialität, Frankfurt 1971

Hof, Holger: Gottfried Benn. Der Mann ohne Gedächtnis, Stuttgart 2011

Irle, G.: Rausch und Wahnsinn bei Gottfried Benn und Georg Heym. In: Literatur und Schizophrenie (Hrsg. Von W.W. Kunz), Tübingen 1977

Koch, Thilo: Gottfried Benn (Fischer-Taschenbuch), Frankfurt 1986

Kretschmer, Ernst: Körperbau und Charakter, Stuttgart 1961, 24. Aufl.

Lennig, Walter: Gottfried Benn in Selbstzeugnissen und Briefen, Reinbek 1962

Matt, Peter von: Die verdächtige Pracht, München 1998

Neumeyer, M.; Wolff, E.; Ritter-Röhr, D.: Psychosoziale Aspekte des Mammakarzinoms. In: Sexualmedizin 3/1980

Rautenberg, Hanno: Geniale Monster. In: Zeit ,1.2.2018

Schärf, Christian: Der Unberührbare, Bielefeld 2006

Schlaffer, Heinz: Geistersprache, München 2012

Schröder, Jürgen: Gottfried Benn. Poesie und Sozialisation, Stuttgart 1978

Simon, Fritz B.: Meine Psychose, mein Fahrrad und ich, Heidelberg 1997

Stierlin, Helm: Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen. Eine Dynamik menschlicher Beziehungen, Frankfurt 1971

Stierlin, Helm: Adolf Hitler. Familienperspektiven, Frankfurt 1975

Stierlin, Helm: Nietzsche, Hölderlin und das Verrückte, Heidelberg 1997

Stierlin, Helm: Christsein hundert Jahre nach Nietzsche, Weilerswist 2001

Stumm, Gerhard und Pritz, Alfred (Hrsg.): Wörterbuch der Psychotherapie, Wien 2000

Wodtke, Friedrich Wilhelm: Gottfried Benn, Stuttgart 1961

Zu diesem Mitteilungsheft

Wiederum hat ein Mitglied der Gottfried-Benn-Gesellschaft sich entschlossen, seine Überlegungen und Forschungen zum Namensgeber unserer Gesellschaft den anderen Mitgliedern und allen Interessierten vorzulegen. Für solche kleinen Arbeiten sind unsere „Mitteilungshefte“ gedacht und auch andere Mitglieder könnten diese Möglichkeit nutzen, eigene Gedanken und Arbeiten in diesem Rahmen zu veröffentlichen.

Unser Mitglied Wolfgang Paul hat sich das Thema der „Familiendynamischen Aspekte in Gottfried Benns Leben und Werk“ ausgesucht. Er erläutert Familiendynamik so: In jeder Familie besteht ein komplexes Muster an Kommunikationen und Interaktionen, das bestimmt ist durch die Emotionen und Kognitionen der einzelnen Familienmitglieder, die sich gegenseitig beeinflussen. Dabei entstehen in der Regel typische Konstellationen und Verhaltensmuster. Diese werden oftmals von Generation zu Generation weitergegeben und bestimmen die Lebenseinstellungen der Individuen.

Wolfgang Paul, Jahrgang 1940, ist Diplom-Psychologe und Psychologischer Psychotherapeut. Er war jahrzehntelang Leiter der Erziehungsberatungsstelle und auch Leiter der Jugend- und Drogenberatungsstelle in Darmstadt. Mit Gottfried Benn verbindet ihn eine ebenfalls jahrzehntelange Beziehung, die von enthusiastischer Identifizierung bis zu kritischer Distanzierung viele Stufen der Auseinandersetzung umfasst.